

Die »heimliche« Fokussierung auf die »richtige« Ordnung der Gesellschaft führt zu einem fachlichen Forschungsgestus, der sich zuweilen in der politisch korrekten Litanei einschlägiger Formeln erschöpft. Zitiert werden dann die »komplexe Ordnung«, die »Widerständigkeit« und »Widersprüchlichkeit« des Lebens, die »Heterogenität« sozialer Schichtung und »Lebensstile«, die »Subjektivität« jeglicher Lebenspraxis und die »Vielfalt« und »Vielschichtigkeit« gesellschaftlicher »Sinnkomplexe«, die mit einzelnen, ohne Verweis auf irgendwelche Quellen verwendeten Wirklichkeitsfragmenten illustriert und argumentativ zu einem wissenschaftlichen Text montiert werden. Diese in elaboriertem Fachjargon und unter Einbezug aller diskursiven Formationselemente hergestellten Beiträge unterliegen allerdings der Gefahr substanz- und rezeptionslos werdender Äußerungen, da die intersubjektive Nachvollziehbarkeit und die intendierte Transparenz komplexer Wirklichkeit nicht garantiert werden können.

Die Plausibilisierung der volkskundlichen Risikobearbeitung ihres ambivalent konstruierten Gesellschaftsmodells der »differenzierten Integration« basiert auf einer – beispielsweise im »folkloristischen« Exzess konkretisierten und dramatisierten – Übertragung des Sprichworts »Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg' auch keinem Andern zu«. Entsprechend oft erscheinen die Themen der exklusiv-exkludierenden »Ethnizität«, der »nationalen Identitätskonstruktion«, der »volkskulturellen Mythen«, des diversifizierten »Lebensstils«, der »subjektiven Sinndeutung«, des sozial strukturierten »Umgangs mit Natur und Umwelt«, des »Transnationalismus«, der »Interkulturalität« und letztlich auch des »Kulturalismus« auf der volkskundlichen Forschungsagenda am Ende des 20. Jahrhunderts. So dezidiert die FachvertreterInnen diskursiv gegen (diese) Ideologien und Ideologisierungen auftreten, so pragmatisch ist ihre gesellschaftliche Stabilisierung ausgerichtet: In der konstanten, theoretischen wie empirischen Aufrechterhaltung von *Ambivalenz* und *Widersprüchlichkeit*, die anhand der Diskurspraxis konstant und prozeduralisiert in die fachliche Episteme eingeschrieben werden, sind nur praktische, situationsadäquate, kompromissorientierte Gesellschaftslösungen denk- und vorstellbar.

Das volkskundliche Formationsfeld

Die Krise und Konkurrenz, in der sich neben den anderen wissenschaftlichen Institutionen am Ende des 20. Jahrhunderts auch die Volkskunde befindet, gründen weniger in der qualitativen Unsicherheit des je hervorgebrachten Wissens als vielmehr in der Vielfalt der zeitgenössischen

Denk- und Wissensmöglichkeiten (vgl. Nowotny 1999: 44f). In dieser Vielfalt der Möglichkeiten liegt nicht nur eine inhaltliche Potenzierung der inhärenten Bedeutung – die einer Eindeutigkeit bzw. sicheren Aussagekraft des Wissens entgegensteht – sondern auch eine Vervielfältigung der legitimen Rede- und Deutungspositionen. Es besteht zu dieser Zeit kein einheitliches und fixiertes, gesellschaftlich sanktioniertes Deutungsprimat (mehr), das seinen RezipientInnen feste, autoritäre und sozial autorisierte Denkpositionen präsentiert oder solche präferiert. Jede Institution und jede/r RednerIn muss deshalb immer wieder um die Legitimität und die Absicherung ihrer (Sprech-)Position besorgt sein; das heißt, jede Institution und jede/r RednerIn muss in der Praxis seines Redens und Denkens aktiv darum bemüht sein, die eigene Sprechsituation zu stabilisieren und für ein Legitimität erzeugendes Publikum sorgen. Demgegenüber bildet gleichzeitig die Formierung von Redezusammenhängen und Sprechpositionen in der Gestalt wissenschaftlicher Disziplinen noch immer eine funktionierende Strategie der Legitimitätsabsicherung (vgl. Toulmin 2005).

Aufgrund dieses ambivalent instabilen Kontextes, der zwischen der Neu- und der Re-Etablierung der legitimen Autorität des jeweiligen facheigenen Wissens schwankt, richtet sich die diskursanalytische Perspektive, die sich für die Art und Qualität des volkswissenschaftlichen Wissens interessiert, noch einmal neu aus: »The focus of sociological analysis must therefore increasingly be the peculiar nature and function of knowledge in social relations as well as the carriers of such knowledge together with the resulting changes in power relations and sources of social conflict.« (Stehr 2005: 115) Zum bisherigen Blick auf »Kultur« als gesellschaftsformierender Begriff tritt dementsprechend ein zweiter hinzu, der sich auf das volkswissenschaftliche Wissen als fachlich institutionalisierte Diskurspraxis konzentriert. Gemeint ist damit der diskursanalytische Nachvollzug einer spezifischen Strukturierung volkswissenschaftlicher Sprechpraxis im Rahmen und mit dem Resultat einer eigenen Wissensformation. Im Kontext eines disziplinären Konkurrenzfelds, in das sich die Volkskunde am Ende des Jahrhunderts gestellt sieht, interessieren die inneren und äußeren Differenzsetzungen, die die FachvertreterInnen zugunsten eines typisch eigenen disziplinären Profils sowie zugunsten dessen Konsistenz und Substanz einführen (müssen). Zudem bestimmt die folgende Untersuchung der volkswissenschaftlichen Publikationen das Ziel einer analytischen Beschreibung des fachlichen »Formationsfelds« (vgl. Foucault 1997: 156), innerhalb dessen sich die VolkskundlerInnen denkend und redend bewegen. Von welchen »Achsen« dieses Feld konturiert und gesichert wird, bildet einen Schwerpunkt der folgenden Analyse. Und es steht zur Frage, anhand

welcher leitenden Differenzen und mithilfe welcher »Formationsregel« (vgl. Foucault 1997: 58) in volkscundlicher Diskurspraxis der disziplinäre Rahmen gesetzt wird, innerhalb dessen sich die fachlichen Äußerungen zu »wahrheitsgemäßen« und »sinnvollen« Aussagen der Disziplin transformieren.

Den Schwerpunkt dieses zweiten Teils der »Kultur«-Konstruktionen bildet konsequent die analytische Orientierung darauf, wie die volkscundliche Wissensarbeit ein spezifisch disziplinäres Formationsfeld konstruiert, das das Fach in der Folge für seine institutionelle Zukunftssicherung instrumentell einzusetzen versucht.

Innere und äußere Differenz(setzung)en: Interne Differenzierung – externe Oppositionierung

Allen gemeinsam ist im volkscundlichen Denkkontext – wie im ersten Teil des diskursanalytischen Nachvollzugs erkennbar wurde – die Verwendung von »Kultur« als relationierendem Analyseinstrument. Damit ist den FachvertreterInnen eine grundlegende Strukturierung ihrer inhaltlichen wie identitären Facharbeit zur stabilisierenden Homogenisierung an die Hand gegeben. Ihr analytisches Forschungsset und ihr selbstformierendes Identitätsinstrument finden die VolkscundlerInnen im »Kulturbegriff« zusammengefasst, der als Formel sowohl die komplexe Realitätsschließung als auch deren Formulierung im Sinn und zum Ziel einer (»aufgeklärten«) gesellschaftlichen Ordnung ermöglicht. Als Relationierungsformel bringt der Kulturbegriff sowohl den jeweiligen Gegenstand und dessen Profil mit der Form und Position des Faches in einen – ebenfalls komplex – miteinander verbundenen Zusammenhang. Allen gemeinsam ist dementsprechend auch die Vorstellung vom – immer wieder zu entwerfenden – Profil der Gesellschaft als differenzierte Integration aller in eine (räumlich-staatlich verfasste) Gemeinschaft. Trotz Einigkeit hinsichtlich dieser Fokussierung ihrer Wissensproduktion zeigt sich eine innerfachliche Heterogenität, die einzelnen Relationierungsfelder zu denken und zu gewichten. Und in den Blick kommen unter diesem Motto auch die Gegner eines solchen »integrierten Differenzmodells«. Dementsprechend verwenden die VolkscundlerInnen einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Denk- und Argumentationsenergie auf innere wie äußere Grenzsetzungen (vgl. Wegmann 1999: 260).⁴ Die

4 Der Aufgabe der Grenzsetzung sehen sich auch alle anderen Disziplinen gegenübergestellt, wie es beispielsweise Nikolaus Wegmann für die (deutsche) Literaturwissenschaft beschreibt: »Für die Literaturwissenschaft ist die Frage nach ihren Fachgrenzen ein immer wiederkehrender Anstoß zur Beschreibung der eigenen disziplinären Identität. Das gilt auch in der ak-

Verhandlung der Grenzen beinhaltet nicht allein die *konturgebende Profilierung* der Disziplin sondern ebenso stark die Sicherung der *inneren Substanz* des Fachs.

Interne Differenzierung

Im Blick auf die Widerreden, Modifikationen, Bestätigungen und Proteste, die im fachlichen Reden – egal ob im Feld der Programmatik, der Sachkulturforschung oder der Stadtethnologie – immer wieder zutage treten, soll im Folgenden nachvollzogen werden, wie sich die fachinternen Uneinigkeiten im disziplinären Wissen manifestieren.

»Kultur«: als Zugang zu menschlicher Praxis

Carola Lipp hat sich in einem eigenen Artikel, der als Beitrag zum geschichtswissenschaftlichen Sonderband »Kulturgeschichte Heute« 1998 erschienen ist, mit der »aktuellen deutschen Debatte um das Verhältnis von Kultur, Sozialgeschichte und Historischer Anthropologie bzw. Alltagsgeschichte« auseinandergesetzt (Lipp 1996: 78).⁵ In dem dicht und detailliert gearbeiteten Artikel, der unter der titelgebenden Perspektive »Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur« steht, beschäftigt sich Lipp an verschiedenen Stellen explizit mit den Thesen und Konzeptualisierungen von Wolfgang Kaschubas Kulturalismus-Beitrag und manifestiert darin ihre nach innen – in die Volkskunde – wie nach außen – gegenüber der Geschichts- und Politikwissenschaft sowie der Soziologie, die sie in ihre Diskussion einbezieht – gesetzten Grenzen fachlich »sinnvoller« Denkpraxis. Lipp kritisiert grundsätzlich die »argumentativen Inkonsistenzen« (Lipp 1996: 78), die sowohl in Kaschubas wie auch in den anderen Artikeln rund um

tuellen Situation: Wenn ständig weitere Paralleldisziplinen und immer neue Paradigmen ausformuliert werden, stellt sich gleichsam im Rücken dieser allseitigen Veränderungen noch dringlicher die Frage, wo sich in all dem signifikante Trennlinien lokalisieren lassen. [...] Typischerweise versteht man im Kontext der Wissenschaftsgeschichte »Fachgrenze« als eine Abgrenzung nach außen. Hier interessieren jedoch Grenzziehungen innerhalb des Fachs. Man kann dann z.B. nach Fachgegenständen oder Schulbildungen unterscheiden oder auch [...] die Differenz von Zentrum und Peripherie anlegen.« (Wegmann 1999: 260)

- 5 Zu dieser Debatte zählt Lipp neben Beiträgen von Ute Daniel, Richard van Dülmen, Paul Jelavich und Roland Sieder, die alle zwischen 1993 und 1995 in der geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift »Geschichte und Gesellschaft« veröffentlicht wurden, auch den Kulturalismus-Beitrag von Wolfgang Kaschuba, der unter dem Titel »Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?« ebenfalls 1995 in dieser Zeitschrift abgedruckt wurde.

den »Zusammenhang von Politik, Gesellschaft und Kultur in neueren Kulturtheorien und Geschichtskonzepten« (ebd.) zu finden sind.

Einer der wesentlichen Punkte, die ihre Kritik an Wolfgang Kaschubas Beitrag herausfordern, bildet die Theoretisierung der soziokulturellen Wirklichkeit:

»Eine Kritik der Kulturalismuskritik muss sich deshalb an das halten, was der Autor selbst theoretisch zum Verhältnis Kultur-Gesellschaft anbietet. Wenn z.B. vorgeschlagen wird, analog zur sozialhistorischen Ungleichheitsforschung »soziale Unterschiede, Unterscheidung der Geschlechter und kulturelle Differenzen« als »Leitkoordinaten« der kulturwissenschaftlichen Analyse zu setzen, fragt man sich, was der Begriff »kulturell« beinhaltet. Die Differenz der Geschlechter wird offensichtlich weder kulturell noch sozial verstanden, und auch das Verhältnis der Kultur zum Sozialen bleibt unklar. Liest man weiter, dass »Kultur nicht als gesonderte[r] Gegenstand, sondern lediglich als Perspektive«, als »eine spezifische Sicht auf und von Gesellschaft« oder als »neue[r] Blickwinkel auf gesellschaftliche Prozesse« definiert wird, erscheint Kultur als analytischer Begriff eigentlich überflüssig, denn sie ist, so gesehen, kaum mehr als ein Reflex sozialer Strukturen.« (ebd.: 96)

Lipp kommentiert in dieser Passage sowohl die analytische (Un-)Klarheit und fehlende Trennschärfe in der jeweiligen Begriffsdefinition als auch den inhaltlichen Gehalt, der den Konzepten Substanz und Kontur verleihen sollte. Sie kritisiert, dass »Kultur« in Kaschubas Argumentation nie anhand einer differenzierten Definition von »Gesellschaft« unterschieden wird, was aus ihrer Sicht wissenschaftlich fatale Folgen hat: Weder wird inhaltlich klar, was man sich unter »Kultur« oder »Gesellschaft« konkret vorzustellen hat, noch ist erkennbar, wie reale Phänomene anhand dieser Kategorien adäquat beschrieben und erklärt werden können, geschweige denn wird verständlich, in welchem Verhältnis »Kultur« und »Gesellschaft«, »kulturell« und »sozial« zueinander stehen.

Ihre Kritik auf dieser theoretisch-analytischen Ebene weiterführend fühlt sich Lipp bei Kaschubas Ausführungen am meisten von dessen Schlüsselbegriffen herausgefordert:

»Sozioökonomische Begriffe wie »soziale Lageunterschiede und Chancengleichheiten« als Erkenntnisziele kulturalistischen Fragens einzuführen, bedeutet auf wesentliche Aspekte einer Kulturalanalyse zu verzichten. Damit wird die Vielfalt, das Ineinandergreifen und die Subtilität differenzierender Mechanismen in gesellschaftlichen Beziehungen eingeengt statt analytisch ausgeleuchtet. Soziale Differenz ist ein wesentliches Element jeder Kultur. Kulturen sind keine in sich geschlossenen homogenen und kohärenten Einhei-

ten oder Systeme, sondern ein wesentliches Charakteristikum jeder Kultur sind soziale Klassifikationen und Unterscheidungen, Rang-, Gruppen- und Klassenbildungen. Entscheidend ist aber, wie in einer Kultur soziale Differenz konstruiert wird, auf welchen Unterschieden eine Sozialstruktur aufbaut, wie Differenz im Alltag praktisch gehandelt wird und symbolisch repräsentiert ist.« (ebd.: 96)

Den von Kaschuba propagierten Leitbegriffen stellt Lipp explizit andere gegenüber. Statt von »Lageunterschieden« und »ungleichen Chancen« spricht sie von »Vielfalt«, von »Differenzierung«, von der »Subtilität gesellschaftlicher Beziehungsfelder«, vom »Ineinandergreifen unterschiedlicher Mechanismen« zur Herstellung von sozial wirksamen Unterschieden zwischen den Menschen innerhalb einer Gesellschaft. Ihrer Meinung nach ist »Kultur« anhand von sozioökonomischen Zugängen nur unzureichend – wenn überhaupt – theoretisiert. Viel weiter ausgreifend evoziert sie im Reden über »Kultur« den gesamten gesellschaftlichen Raum, in dem Differenzierungen und Zuordnungen zwischen den Menschen auf unterschiedliche Art und von unterschiedlicher Qualität hergestellt werden. »Kultur« ist dabei das Übergeordnete, ein dynamischer Rahmen, innerhalb dessen gesellschaftliche Praxen und Aktivitäten – unter anderem in Form von Differenzherstellung, -verhandlung und -symbolisierung – konkrete Form annehmen bzw. innerhalb dessen soziale Strukturen aufgebaut, stabilisiert und verändert werden. Denn:

»Soziale Lageunterschiede« sind heute im Zusammenwirken von Alter, Geschlecht, regionaler, ethnischer und religiöser Herkunft, von beruflicher Bildung und Tätigkeit wie auch im Hinblick auf subjektive Dispositionen, Lebensweise, Lebensentwurf und gewähltes Lebensumfeld sehr viel komplexer und stärker durch kulturelle Elemente beeinflusst, als dies von den klassischen sozioökonomischen Theorien gesehen wird. Neuere Ansätze trennen deshalb nicht das Individuum von der Sozialstruktur, sondern konzentrieren sich auf den inneren wie äußeren Zusammenhang. Eine Analyse lebensweltlicher Strukturen oder die Hinwendung zu subjektiven Handlungs- und Deutungsmustern der einzelnen eröffnet erst den Blick auf soziale Beziehungen und ihre Konstruktion ebenso wie auf gruppenkonstituierende soziale, ökonomische und politische Bedeutungssysteme. Dass diese Perspektive eminent politisch ist, hat nicht zuletzt die Frauenforschung deutlich gemacht.« (ebd.: 97)

Lipp betont mit ihrer Wiederaufnahme von Kaschubas Leitbegriff der »sozialen Lageunterschiede« ihren kulturwissenschaftlichen Gegenentwurf der Komplexität, indem sie die Lageunterschiede als Produkt vielfältigster Bedingungsfaktoren qualifiziert und indem sie die eine Kategorie der »sozialen Lage« mit einem ganzen Bündel an Kategorisierung-

en – von »Alter«, »Geschlecht«, »regionaler, ethnischer und religiöser Herkunft« über »berufliche Bildung und Tätigkeit« bis hin zu »subjektiven Dispositionen, Lebensweise, Lebensentwurf« und »gewähltem Lebensumfeld« – analytisch konterkariert (oder gar karikiert). Sie demonstriert auf diese argumentative Weise, dass nicht die Unterschiede und Ungleichheiten an sich problematische Felder innerhalb einer Gesellschaft darstellen. Gesellschaftlich relevant – das heißt »politisch« – sind in Lipp's Darstellung vielmehr die unterschiedlichen Verknüpfungen, Beziehungen und Bedeutungen, die in ständigem gegenseitigem Bezug innerhalb von sozialen Gruppen etabliert und gelebt werden. Nur in dieser komplexen, relationierenden Perspektive entfaltet der Kulturbegriff für Lipp seine analytische Kraft und Potenz: Indem sie »Kultur« als das übergeordnete und darin konsequenterweise auch ordnende Element von gesellschaftlicher Realität darstellt, kann im Blick auf diese Ordnung – als Struktur und als Funktion – das komplexe Ineinander von unterschiedlichen Mechanismen und Praxen durchleuchtet, erklärt und verstanden werden.

In konsequenter Weiterführung ihrer epistemologischen Kritik bzw. ihrer Problemdiagnose von Kaschubas argumentativer Inkonsistenz postuliert Lipp eine theoretisch konsistente Konzeptualisierung von »Kultur« als prozessuales, in sich verschlungenes Ganzes, für die sie sich maßgeblich an Pierre Bourdieu orientiert. Sie begründet diese theoretische Ausrichtung mit einem abschließenden Statement:

»Wenn ich hier Bourdieu und sein Verhältnis zu anderen Kulturtheorien so ausführlich referiert habe, findet dies einen Grund darin, dass er am deutlichsten das Strukturelle und Politische in der Kultur und die Kultur in der sozialen Struktur sichtbar macht und diese Beziehung nicht nur als simples Wechselverhältnis begreift. Zum zweiten wollte ich zeigen, dass Bourdieu mit seinem auf Praxisformen und Praktiken zielenden Ansatz einen weiten ethnologischen Kulturbegriff vertritt, denn der Habitus beschreibt ein kulturelles Erzeugungsprinzip, das in allen Bereichen von Gesellschaft, Ökonomie und Politik wirksam ist.« (ebd.: 102)

Mit großer analytischer und rhetorischer Energie kämpft Carola Lipp in ihrem Artikel für die theoretische Substanz des volkskundlichen Kulturbegriffs, der in komplexer Weise dazu befähigen soll, die *menschliche Praxis* aufzuschlüsseln und konsequent verstehbar zu machen.

»Kultur«: als Erkenntnis des Mensch-Seins

Ebenso komplexitätsorientiert wie Lipp positioniert auch Gottfried Korff seine Forschung(en) zur Bedeutung der Dinge für den Menschen.

Er analysiert und reflektiert jede »Sache« nie als isolierte Materialität, sondern er geht in seinen Theoretisierungen der »Sachkultur« immer von einem (komplex gearteten) Beziehungsverhältnis zwischen Mensch und Ding aus: Es geht in der volkswissenschaftlichen Forschung um die »Dinge«, weil es die »Dinge« ebenso lange gibt wie den Menschen selbst, und weil sie einen existentiellen Teil menschlicher Realität darstellen. In diesem Sinn charakterisiert Korff die »Dinge« in ihrer doppelten Qualität der Medialität und der Faktizität. Sie transportieren und transformieren ebenso viele Erfahrungen, wie sie selbst von diesen in Form und Funktion bestimmt werden. Komprimiert zeigt sich dieses Verständnis in Korffs Definition des »Dings« als etwas »dem Menschen entgegenstehendes«, als »Ob-jekt« (Korff 1999: 279). Mit dieser theoretischen Konzeptionalisierung der »Sachkultur« geht Korff immer von dem Beziehungsverhältnis aus, das zwischen Menschen und Sachen besteht: Die Sachen allein interessieren ihn nicht; fast schon im Gegenteil geht es ihm um *Sach-Anthropologie*.

Im Vergleich zu Carola Lipps Fokussierung formieren bei Korff nicht das Soziale und dessen hierarchische Strukturierung die Kriterien »kulturwissenschaftlicher« Forschung, sondern der Mensch selbst (in seiner (Um-)Welt) bestimmt letztlich das volkswissenschaftliche Erkenntnisinteresse. Noch einmal anders formuliert heißt das: Nicht die Sozialisierung des Menschen motiviert Korffs Forschung, sondern das *Menschsein* an sich in Form unterschiedlichster sozialer Ausgestaltungen und in historischer wie gesellschaftlicher Kontextbindung interessiert ihn als »Kulturwissenschaftler«.

»Kultur«: als Sachuniversum

Im gleichen Jahr, in dem Andrea Hausers »Dinge des Alltags« publiziert werden, eröffnet das »Österreichische Museum für Volkskunde« zu seinem 100-Jahresjubiläum die Sonderausstellung »Sach-Geschichten« in Wien (Sach-Geschichten 1994). Auf den ersten Blick bescheidener als die bei Hauser zitierte Hoffnung auf die »Geschichte der Dinge« – im umfassenden Singular – konzentrieren sich die Wiener in ihrem Titel auf »Sach-Geschichten« und betonen mit diesem Plural die Unabgeschlossenheit und Vielfalt der in den Dingen eingelagerten Bedeutungen.

Franz Grieshofer – neben Bernhard Tschofen einer der beiden Hauptautoren des Ausstellungsbändchens – beschäftigt sich in seinem Beitrag zum Ausstellungs- und Festkatalog mit den vom Museum erhaltenen und gesammelten Dingen, die er anhand eines erweiterten Kulturbegriffs und einer konsequent innovierten Forschungsperspektive in ihrem Aussagewert neu qualifiziert (vgl. Grieshofer 1994: 24). Er be-

schreibt und betont, wie wenig die Dinge aussagen können, wenn deren konkrete Kontextualisierung nicht mit ihnen in den musealen Bestand aufgenommen wurde. Das Wissen um die Geschichte ihrer Erwerbung und Sammlungsintention, ihrer Dokumentation, ihrer wissenschaftlichen Bewertung und ihrer Vermittlung bestimmt die Möglichkeiten und Qualitäten der Ding-Aussagen:

»Zu den Eckdaten jeder Dokumentation gehören Angaben über den Verwender, über die Art, den Ort und den Zeitpunkt der Verwendung; über die Herstellung; über den Sammler (Überbringer), über die Erwerbungsart; weiter zählen dazu die am Objekt selbst ablesbaren Daten wie Material und Bearbeitung (Technik). [...] Zur Erfassung des Objektes gehört ferner die photographische Dokumentation und die Archivierung sämtlicher Originaldokumente und Rechnungsbelege in den Herkunftsakten.« (ebd.: 24)

Erst – oder nur – diese Datenvielfalt also ermöglicht und vertieft das Verständnis von den »Dingen«, denn die möglichst umfassende Kontextdokumentation erschließt und entschlüsselt die »Sach-Geschichten« als »Geschichte der Sachen«. Im Unterschied sowohl zu Lipp wie auch zu Korff setzt Grieshofer damit andere, fachinterne Gewichte der Forschung: Er hat die Struktur und Materialität seiner (musealisierten) Objekte vor Augen, wenn er die bedingenden Faktoren der wissenschaftlich erarbeiteten »Sach-Geschichten« reflektiert (und gegen potentielle Kritik absichert). Statt den menschlichen Umgang mit den Dingen bzw. des Menschen Verhältnis zur Materialität in den Blick zu nehmen, konzentriert sich sein Interesse auf die verstehende Rekonstruktion von *Sach-universa*.

»Kultur«: als historische und räumliche Dynamik

Ende der 1990er Jahre veröffentlicht Helmut Ottenjann einen Artikel mit dem Titel »Der Frauenkopfschmuck ›Ohreisen‹: ein Indikator des Sachkulturtransfers aus den Niederlanden in nord- und westdeutsche Regionen während des 17. und 18. Jahrhunderts« (Ottenjann 1998). Der Beitrag ist Günter Wiegelmann gewidmet, dem zu Ehren anlässlich seines 70. Geburtstages ein ganzer Band der »Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde« als Festschrift zugeordnet wurde. Neben sechs anderen Beiträgen, zu denen die beiden HerausgeberInnen Heinrich L. Cox und Ruth E. Mohrmann – die zwei InhaberInnen der volkskundlichen Lehrstühle in Bonn und Münster – verschiedene »Weggefährten und Altersgenossen Günter Wiegelmanns« (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 1998: 11) eingeladen hatten, äußert sich der Museumsfachmann Helmut Ottenjann zu einem ganz spezifi-

schen Stück materieller Kultur, das in diversen vorwiegend nord(west-)deutschen Museen die Zeiten überdauert hat.

An den Anfang seiner Ausführungen stellt Helmut Ottenjann sein grundlegendes Forschungsinteresse, das ihn über die »Kulturraumforschung« mit Günter Wiegmann – dem großen Doyen dieser Forschungsrichtung⁶ – verbindet:

»Handelnde Menschen nicht nur in ihren zeit- und schichtenbezogenen, sondern auch in ihren geographischen Bedingtheiten zu begreifen und sie in ihrer Bedeutung für andere Menschen in einem eingrenzbaaren Umfeld zu würdigen, ist ein Grundanliegen historischer Wissenschaften und als »Kulturraumforschung« in besonderem Maße auch ein Schwerpunktthema der Wissenschaftsdisziplin Volkskunde.« (Ottenjann 1998: 123)

Die Charakteristik der Kulturraumforschung liegt konsequent in folgender Zielrichtung:

»Nicht durch den einen oder anderen Indikator, sondern durch ein ganzes Bündel dominanter, miteinander vergleichbarer Kulturindikatoren wird ein Kulturraum definiert und in seiner Ausdehnung durch angrenzende Kulturräume bestimmt. [...] Die moderne Kulturraumforschung hat durch eine Vielzahl an Belegen vor Augen geführt, dass der Kulturtransfer aus einem zentralen Raum sich nicht regelhaft wie ein Flächenbrand – beispielsweise aus den Niederlanden vom Westen gen Osten hin – ausbreitet, sondern oft unter Umgehung benachbarter Kulturregionen, gelenkt von Menschen und abhängig von Natur und Umwelt, sprunghaft mal hier und mal dort seine Kulturimpulse ausstretet. Ursache und Wirkung dieser Kulturinnovationen ausfindig zu machen, Richtung und Intensität dieser Kulturdiffusionen auszuloten, die endogenen Kulturentfaltungen aufgrund unterschiedlich einwirkender exogener Kulturimpulse herauszufiltern und durch interdisziplinäre sowie interregionale, letztlich internationale Vergleiche nachzuweisen, entspricht der zukunftsorientierten Kulturraumforschung »Wiegmannscher Prägung.« (ebd.: 123f)

In Ottenjanns Verknüpfung seines grundlegenden Erkenntnisinteresses und der Charakteristik seines theoretischen und methodischen Fundaments in Gestalt der »Kulturraumforschung« offenbart sich die Gewich-

6 Andrea Hauser verweist innerhalb ihres Wissenschafts- und Methodenkapitels auf Günter Wiegmann als wichtigsten Vertreter der »Historische[n] Sachkulturforschung, die sich in Münster [...] mittlerweile als »Zentrum der volkswissenschaftlichen Sachforschung« [...] etabliert hat. Diese auch als historische Innovationsforschung bezeichnete Forschungsrichtung bezieht sich im wesentlichen auf zwei Theoreme, auf das der Kulturfixierungstheorie und das der Diffusions- und Innovationsforschung.« (vgl. Hauser 1994: 53)

tung der unterschiedlichen, benannten Aspekte: Die Menschen und die Dinge, den Umgang der Menschen mit den Dingen und die gesellschaftlichen wie historischen Rahmenbedingungen bei seiner Spurensuche in den Blick zu bekommen, ist ein Teil von Ottenjanns Forschungsvorgehen. Das Ziel der Analyse und Interpretation liegt allerdings darin, Mensch, Ding und soziohistorischen Kontext als Kulturindikatoren zu qualifizieren, die den Kulturtransfer von einer in eine andere Kulturregion motivieren, bedingen und tragen und damit als endogene Kulturentfaltungen oder als exogene Kulturimpulse zu Kulturinnovationen wie -diffusionen führen. Die Perspektive Ottenjanns richtet sich dementsprechend im Verlauf seines ganzen Artikels auf die *Bewegung* und die jeweilige *Funktion* der *Dinge im Raum*. Er versucht, im Blick auf die Dinge und Menschen die Räume in ihrer je spezifischen Qualität zu beschreiben und zu verstehen.

Vergleicht man Ottenjanns Begriffswahlen bei seinem vielfältigen und komplex angelegten Forschungsvorgehen mit denjenigen anderer volkscundlicher FachwissenschaftlerInnen, zeigen sich sowohl Übereinstimmungen als auch Differenzen. Anhand der begrifflichen Kategorien in die Forschung eingeschlossen und als analytischer Bezugspunkt gesetzt sind immer die Menschen. Was sich unterscheidet ist demgegenüber deren Charakterisierung: Werden bei Ottenjann zwar einerseits das Handeln und die Funktionen der gegenseitigen menschlichen Beziehungen thematisiert, so erscheinen sie andererseits letztlich doch vorwiegend als menschliche HandhaberInnen von *Sachen*, anhand derer – in ihrer Qualität als Kulturindikatoren – die jeweiligen Kulturinnovationen, Kulturdiffusionen und der Kulturtransfer abgelesen werden können. Das spezifische Erkenntnisinteresse, unter dem bei Helmut Ottenjann die Gesellschaft in ihrer Komplexität in den Blick gerät, bildet der Nachvollzug der Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, von Richtung und Intensität der Kulturbewegungen im Raum. Das methodische Vorgehen bestimmt sich unter dieser Gewichtung der kulturellen Dynamik folgerichtig als »Spurensuche der ›Ohreisen-Nutzung‹ in nord- und westdeutschen Regionen« (ebd.: 132; Hervorhebung se), für die an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen historischen Epochen nach Belegen gesucht wird. Das heißt, einer qualitativen Interpretation der Dinge als Sozialisierungsinstrumente – wie bei Hauser – steht hier das Interesse für die quantitative *Streuung von Sachen im Raum* gegenüber.